

PETRA HUCKE

Die
Architektin
von New York

Sie wagte das Unmögliche und schuf
ein Bauwerk für die Ewigkeit



ROMAN

PIPER

PETRA HUCKE

Die
Architektin
von New York

Sie wagte das Unmögliche und schuf
ein Bauwerk für die Ewigkeit



ROMAN

PIPER



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Die Architektin von New York« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Lektorat: Dr. Annika Krummacher

Covergestaltung und -motiv: Johannes Wiebel | punchdesign
unter Verwendung von shutterstock.com und Richard Jenkins
Photography

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht

die Inhalte Dritter zu eigen macht und dafür keine Haftung
übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

Teil 1

- 1 – Washingtons raue Hand ...
- 2 – Männer in Arbeitskleidung ...
- 3 – »Endlich bist du da!« ...
- 4 – Am Nachmittag gingen ...
- 5 – »Sydney, bleib stehen«, ...
- 6 – Washington verlangsamte ...
- 7 – Emily drückte Washington ...
- 8 – Emily lag auf dem Bett ...
- 9 – Thüringen. Emily spitzte ...
- 10 – »Zwölf Pfund«, flüsterte ...
- 11 – Während Emily und ...
- 12 – Das Dampfschiff Maid ...
- 13 – Der Frühsommer hielt ...
- 14 – In Trenton begannen ...

Teil 2

- 15 – Es war so schnell ...
- 16 – Wash knotete sich ...
- 17 – Stockdunkel. Höllendunkel. ...
- 18 – Eine Woche in Cold ...

- 19 – Zwei Wochen später ...
- 20 – Die Zeitungen feierten ...
- 21 – Der New Yorker Caisson ...
- 22 – Es klopfte laut. ...
- 23 – Die East River Bridge ...
- 24 – Immer war sie bei ...
- 25 – Bereits die Einladung ...

Teil 3

- 26 – Nie hätte Emily gedacht, ...
- 27 – Zu Hause wartete ein ...
- 28 – In den nächsten Tagen ...
- 29 – Ende November ...
- 30 – Emily rieb sich müde, ...
- 31 – Sammy kommt! Und er ...
- 32 – Thomas Edison bekam ...
- 33 – Im Juni fuhren sie nach ...
- 34 – Emily drehte sich vor ...
- 35 – Am 19. Mai wurden ...

Nachwort

Teil 1

1

Manhattan, New York,

Januar 1865

Washingtons raue Hand war das Einzige, was Emily warm hielt. Nach den vielen Stunden in der Kutsche war sie ausgekühlt, und die Knochen schmerzten von der unbequemen Sitzposition. Vielleicht war es doch keine gute Idee gewesen, gerade im Januar nach Long Island zu fahren, aber ihre Cousine Fanny war seit der Geburt ihres zweiten Kindes krank, und alle befürchteten das Schlimmste. In ihrer Kindheit hatten die beiden Mädchen ganze Sommer miteinander verbracht, und nun wollte sie sie unbedingt noch einmal sehen.

Erst vor einer Woche hatte Emily in ihrem Geburtsort Cold Spring mit Washington Augustus Roebling Hochzeit gefeiert. Es war ein schönes Fest gewesen: Washingtons Schwester hatte in der kleinen Backsteinkirche die Orgel gespielt, und den aufrichtigen Blick ihres Mannes, als er ihr ewige Liebe geschworen hatte, würde sie niemals vergessen.

Aber jetzt, allein mit ihm in der Kutsche, musste sie ein Lachen unterdrücken – denn ihrem eigentlich so attraktiven Mann stand im Schlaf der Mund offen. Wenn Emily seit ihrer

Hochzeit eines erfahren hatte, dann, dass Wash überall schlafen konnte, selbst auf einer holprigen Landstraße. Das hatte er im Krieg gelernt. Schon nach einigen Meilen Fahrt hatte er ihre Hand genommen und war zufrieden eingeschlafen, so tief, dass sein Kopf hin und her schwankte und seine dunkelblonden Haare durch die Reibung am Stoff in alle Richtungen abstanden.

Dabei gab es draußen inzwischen so viel zu sehen! Längst hatten sie die endlosen, braunen Felder und die tiefschwarzen Baumskelette vor grauem Himmel hinter sich gelassen und die aufgescheuchten Krähen, die empört den klappernden Pferdehufen hinterherriefen. Nur der Hudson River begleitete sie treu auf der rechten Seite.

Mittlerweile hatten sie New York City erreicht, die größte Stadt Amerikas. Wenn man an einem trüben Tag wie heute den Kopf in den Nacken legte, hatte man den Eindruck, als würden die mehrstöckigen Gebäude bis in die Wolken reichen. An sonnigen Tagen hingegen grüßte einen dort oben ein knallblauer Himmel, der zu spotten schien: *Und wenn ihr euch noch so anstrengt, mich werdet ihr nie erreichen.*

Doch es gab immer wieder ehrgeizige Ingenieure und Architekten, die diese Herausforderung nur allzu gern annahmen. Die Insel Manhattan war klein, und mehr und mehr Menschen wollten hier leben. Ein stetiger Strom von Einwanderern kam aus Europa, ein Schiff nach dem anderen

erreichte den New Yorker Hafen, in die Breite ging es nicht, also mussten sie in die Höhe bauen.

Ihr Wagen war im immer dichteren Verkehr langsamer geworden, und der arme Kutscher draußen auf dem Bock musste sich durch all die Karren und Karossen kämpfen. Emily beugte sich vor, um mehr zu sehen, ließ aber Washingtons Hand nicht los. Die Menschen hatten sich in lange, dicke Wollmäntel gehüllt, in die sich der Schmutz der Straßen eingeschrieben hatte, und eilten die Gehwege entlang, sprangen mit schlafwandlerischer Sicherheit auf die Straßen und wichen den Fuhrwerken aus. Sie selbst käme bestimmt sofort unter die Räder, dachte Emily, schließlich war sie in der Provinz aufgewachsen. Es war schon über drei Jahre her, dass sie auf dem Weg zu Fanny und ihrem ersten Neugeborenen ein paar Tage in New York verbracht hatte mit ihrer Mutter und ihrer Schwester.

Sie beschloss, Washington nun doch aufzuwecken. Er verpasste einfach zu viel. Noch einmal betrachtete sie ihn, die langen Wimpern, die drei Sommersprossen auf der Nase, die ihm auch im tiefsten Winter blieben, und seinen gepflegten Schnurrbart, der sie kitzelte, wenn er ihr etwas ins Ohr flüsterte oder sie küsste. Nichts war schöner, als von ihm geküsst zu werden. Überall. Ein wohliger Schauer durchlief sie.

Dann hob sie den Fuß und trat ihrem geliebten Ehemann vor das Schienbein.

Erschrocken fuhr er auf. »Sind wir schon da?«

Emily lachte auf und streichelte ihm über die glatt rasierte Wange. »Noch nicht, aber bald.«

»Ah, Manhattan«, sagte Washington mit einem Blick aus dem Fenster. Er beugte sich vor, um sich das Bein zu reiben, und sah sie vorwurfsvoll an. »Mrs Roebing, du bist die brutalste Frau, der ich jemals begegnet bin.«

»Tut mir leid. Das liegt nur daran, dass ich meine Füße nicht mehr spüre. Da fehlt mir das nötige Feingefühl.«

Er grinste. »Ein blauer Fleck wird mich schon nicht umbringen.«

Sag mir doch, liebe Emmie, hatte er ihr einmal aus dem Krieg geschrieben, was Liebe ist? Sich zu küssen, sich zu kitzeln, sich zu umarmen? Sind es Liebesbriefchen, oder wenn man sich gegenseitig unterm Tisch vor die Schienbeine tritt? Ich glaube, das muss es sein – die Schienbeine.

Er streckte sich und stopfte ihr die dicke Pelzdecke wieder um die kalten Füße. Die Wärmflaschen waren schon längst ausgekühlt. In diesem Moment ruckelte die Kutsche, und Wash musste sich festhalten. Die Pferde beschleunigten ihre Schritte.

»Schau, wir fahren einen Umweg über den Broadway. Hier ist es weniger eng.«

Emily kuschelte sich unter seinen Arm, und sie sahen gemeinsam nach draußen. So nah am Fenster spürte sie einen Luftzug und schnupperte.

»Pferdeäpfel«, sagte Wash.

»Kohle und Ruß«, ergänzte sie.

»Gekochte Kartoffeln.«

»Fleisch oder Wurst.«

»Abfall.«

»Achselschweiß.«

»Sauerkraut.«

»Die Atemluft von neunzigtausend Menschen.«

Die Stadt war immer wieder imposant, und mit Wash war solch ein Ausflug ohnehin etwas ganz Besonderes. Er sah Städte anders als die meisten Menschen, und ihr gefiel dieser Blick, der bis hinter die Fassaden drang.

Normalerweise schlenderten nachmittags viele junge Frauen über den Broadway und landeten letztendlich bei Tiffany's. Sie gingen ins Theater und in die Oper und tranken Champagner – oder sie trafen sich im neuen Central Park, um auf dem gefrorenen See Schlittschuh zu laufen. Emily erinnerte sich, wie wunderbar es gewesen war, Hand in Hand mit ihrer Schwester auf dem eisigen Weiß dahinzugleiten, sodass die Schneekristalle knirschten und aufstoben. Bis es dunkel wurde und so kalt, dass nur noch eine dampfende Tasse heißer Schokolade am Rande der Eisbahn sie wieder aufwärmen konnte.

Derzeit allerdings war alles anders, und Emily meinte von der Sicherheit der Kutsche aus die Unruhe in den Gesichtern der Menschen lesen zu können. Der Sezessionskrieg war noch immer nicht entschieden, und die Menschen konnten ihre Freiheit nicht genießen, ja, schämten sich fast dafür. Während

im Süden geschossen und getötet wurde, eilten sie hier weiter zur Arbeit und zum Einkaufen, doch sie taten es mit ernststen Mienen und dem Gedanken daran, dass sie sich erst vor zwei Jahren Lincolns Einberufung widersetzt und die Stadt mit Krawallen ins Chaos gestürzt hatten.

»Der Marble Palace«, murmelte Washington, »siehst du?«

Die Kutsche hielt an einer Straßenecke, und Emily konnte das helle Gebäude in Ruhe betrachten.

»Warst du schon mal drin?«, fragte sie.

»Nein. Aber angeblich gibt es dort wirklich alles.«

»Ein Kaufhaus ...« Sie sprach das seltsame Wort langsam aus.

»Kurzwaren aller Art, fertig geschneiderte Kleidung, Kosmetik. Alles zu festen Preisen.«

»Und ist es wirklich aus Marmor?«

»Tuckahoe-Marmor aus Upstate. Siehst du die großen Fenster?«

»Ja.« Leider war die Weihnachtszeit schon vorbei, aber sie hatte gelesen, wie wunderschön die Schaufenster dann immer geschmückt waren, voller Lichter und winterlich dekoriertes Waren. Vielleicht würde sie es sich nächstes Jahr ansehen können, wenn sie auf dem Weg zu einem vorweihnachtlichen Besuch in Cold Spring hier wieder vorbeikämen. Bis dahin würden sie in Cincinnati leben, wo Washington einen Auftrag für seinen Vater ausführen sollte. Sie war gespannt – so weit im Westen war sie noch nie gewesen.

Die Kutsche fuhr weiter, und Washington entdeckte schon das nächste interessante Gebäude.

»Was ist denn jetzt mit den Fenstern vom Marble Palace?«, hakte Emily nach. Wash öffnete den Mund, um ihr zu antworten, aber sie kam ihm zuvor. »Warte, ich glaube, ich weiß, worauf du hinauswillst. Die Fenster sind so groß, dass die Struktur dahinter sehr stark sein muss. Das Gebäude selbst kann also nicht aus Marmor sein.«

»Sondern?«

»Gusseisen?«, fragte sie nach einem kurzen Moment.

»Genauso ist es. Der Stein ist nur Fassade. Schau, siehst du die Baustelle da vorn?«

Emily reckte den Kopf. »Man erkennt nicht viel.«

»Noch nicht. Aber warte mal ein paar Monate. Das Haus soll ganze hundertdreißig Fuß hoch werden und einen Personenaufzug bekommen. Für eine Versicherungsgesellschaft.«

»Da sind die Wolken wirklich nicht mehr fern«, murmelte Emily.

Sie erreichten den Fähranleger an der Fulton Street, die drüben in Brooklyn unter demselben Namen weitergeführt wurde.

»Willst du in der Kutsche bleiben?«, fragte Wash, aber das Blitzen in seinen Augen zeigte ihr, dass er die Antwort schon kannte. Natürlich wollte Emily nicht sitzen bleiben. Sie wollte

alles sehen, auch wenn die Überfahrt nur zehn Minuten dauern würde.

Steifgefroren kletterten sie aus der Kutsche. Trotz ihrer einundzwanzig Jahre fühlte Emily sich in diesem Moment wie eine achtzigjährige Urgroßmutter. Bald standen sie mitten in der Menschenmenge. Wash hielt ihre Hand, damit sie sich nicht verloren, und ließ sie nur kurz los, um ihr die Pelzmütze tiefer über die Ohren zu ziehen. Nach den langen Stunden allein in der Kutsche war es fast überwältigend, all diese fremden Gesichter um sich herum zu sehen, aus denen Atemwolken in die salzige Luft stiegen.

Sie hörte singendes Irisch und hartes Deutsch, das sie zwar nicht verstand, aber erkannte, weil Washingtons Vater, der vor über dreißig Jahren aus Preußen eingewandert war, in ihrer Anwesenheit einige Male Deutsch mit seiner Gattin gesprochen hatte. Sie hörte die böse Stimme einer Frau, die sich darüber empörte, dass der Boss ihr das Gehalt gekürzt habe, weil sie zwei Minuten zu spät gekommen sei, und dann den mitleidigen Chor ihrer Freundinnen, die solche Ungerechtigkeiten nur allzu gut kannten. Ein alter Mann summte vor sich hin. Er trug keine Mütze und hatte knallrote Ohren.

In diesem Moment teilten sich im Westen die Wolken und ließen die Strahlen der niedrig stehenden Sonne hindurch. Emily musste die Augen zusammenkneifen. Zwischen den Menschen konnte sie den East River zwar nicht sehen, aber das glitzernde Wasser tauchte die ganze Stadt in funkelndes Licht.

Dann wurde der Laufgang auf das Dampfschiff der New York and Brooklyn Union Ferry Company geöffnet, Hunderte Passagiere bezahlten ihre zwei Cent, drängten sich an Bord und zogen das Ehepaar Roebling mit sich. Ein hochgewachsener Mann im feinen Mantel schob sich an Emily vorbei, sodass sie ins Stolpern geriet. Wash hielt sie am Arm fest.

»Finanzleute haben es immer eilig«, murmelte Wash mit Blick auf den Kerl, der sich mit hochoberer Nase an weiteren Menschen vorbeidrängte.

»Wie furchtbar für ihn, dass er seine Zeit damit vergeuden muss, nach Brooklyn überzusetzen.«

Der alte Mann mit den roten Ohren drehte sich zu ihr um. »Und das ist nicht der Einzige, meine Dame. Die gesamte Wall Street fährt für ihren kurzen Nachtschlaf nach Brooklyn Heights. Früher kannte ich fast alle, die hier rüber sind, aber inzwischen sind wir zum Schlafsaal von Manhattan geworden. Jetzt wollen sie auch noch eine Brücke bauen.« Er schüttelte den Kopf. »Diese Schnösel werden uns überrennen.«

Emily kniff Wash durch den Mantel in den Arm.

»Wohnen Sie schon lange in Brooklyn, Sir?«, fragte der, als wäre nichts geschehen. Aber der Mann war schon verschwunden, um sich einen Platz in der Herrenkabine zu suchen.

»Ich hätte schon nichts gesagt, Em«, flüsterte Washington ihr ins Ohr. »Willst du rein ins Warme?«

»Meine Füße schon, aber ich möchte lieber draußen bleiben. Komm, wenn wir uns an die Reling stellen und du mich fest im Arm hältst, ist es warm genug.«

Sie schoben sich an der rechten Seite des Decks entlang, bis sie in der Mitte der Fähre standen. Schon legte das Schiff ab und tutete so laut, dass Emily die Vibrationen im ganzen Körper spürte. Die Sonne war noch ein Stück tiefer gesunken und brachte nicht nur das Wasser zum Funkeln, sondern auch zahllose Eisschollen, die sich drehten und verschoben wie in einem gemächlichen Tanz. Über den Lärm des Schiffs hinweg hörte sie nichts, aber die knirschenden, malmenden Geräusche des Eises kannte sie nur zu gut vom Hudson River in Cold Spring, wenn der Frühling kam. Manchmal kreischte er laut wie ein ruheloser Geist, an anderen Tagen saß ein Adler oder eine Robbe auf den großen Schollen und ließ sich flussabwärts treiben. Allerdings führen dort oben bei starkem Frost keine Schiffe, weil das Eis einfach zu gefährlich war und einen Bootskiel schnell zerquetschen konnte.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und beugte sich vor, sicher in Washingtons Armen. Was, wenn das Eis auch hier ...

Noch bevor Emily ihren Gedanken zu Ende formuliert hatte, begann es zu knirschen, so laut, dass es den Motor und die Stimmen der Passagiere übertönte. Und es hörte gar nicht mehr auf, bis das Boot zum Stillstand kam.

»O Gott«, flüsterte eine Frau.

Alle hoben die Köpfe und blickten nach links und rechts. Die Türen zu den beheizten Innenkabinen wurden geöffnet.

»Wir stecken fest, oder?«, fragte Emily leise.

»Fürchte auch.« Washington zog sie noch ein Stück dichter an sich.

Emilys Zähne begannen zu klappern. Was, wenn das Schiff leckgeschlagen war? In dem eisigen Wasser würde niemand überleben. Ihr schossen Tausende Gedanken durch den Kopf. Vor Angst wurde ihr noch kälter, wie damals, als sie in einem See in der Nähe von Cold Spring eingebrochen war. Sie hatte nur überlebt, weil ihr dreizehn Jahre älterer Bruder GK sie beherzt an ihren beiden Zöpfen wieder aus dem Wasser gezogen hatte. Ein schreckliches Erlebnis – aber es hatte sie nicht davon abgehalten, am nächsten Tag wieder auf dem Eis herumzuschlittern. Allerdings durfte GK sie danach nicht mehr liebevoll an den Zöpfen ziehen wie früher. Er war ganz enttäuscht gewesen, als sie alt genug geworden war, um ihre Haare hochstecken zu dürfen. Stolz hatte Emily sich ihm präsentiert, als er vom Pionierkorps zu Besuch gekommen war.

»Wo ist meine kleine Schwester hin?«, hatte er gerufen. »Ich sehe nur eine fremde junge Dame.«

Und ein Jahr später hatte diese junge Dame ihn zum Second-Corps-Officers-Ball begleitet, wo er ihr Washington Roebling vorstellte, seinen Freund und Aide-de-camp, in den Emily sich trotz oder wegen seiner tapsigen Tanzversuche sofort verliebt hatte. Und nun stand Wash als ihr Mann neben ihr und würde

mit ihr untergehen. Nein, er durfte nicht sterben! Auch wenn sie selbst auf den Meeresboden sinken würde – ihr Washington musste am Leben bleiben. Er hatte noch so viel vor. Wenn er sich zur Kutsche durchkämpfen und sich an eines der Pferde klammern könnte ... Dann würde er es bis zum Ufer schaffen ... Hektisch sah Emily sich um. Ihr Blick streifte den New Yorker Pier, und sie stutzte. Dann schloss sie die Augen und spürte, wie von tief unten im Bauch das Lachen aufstieg.

»Was ist denn so lustig?«, fragte Wash amüsiert.

»Ach, weißt du, ich hab uns schon alle sterben sehen. Elend erfroren. Und dann schaue ich zurück und sehe, dass wir noch so nah am Ufer sind, dass man wahrscheinlich einfach eine Leiter hinüberlegen könnte.«

Außerdem hatte sie sich gleich heldenhaft für ihn opfern wollen – nichts da, sie wollte gefälligst auch weiterleben.

»Der Wall-Street-Kerl mit seinen langen Beinen könnte sogar springen.«

Die anderen Passagiere hatten ebenfalls gemerkt, dass keine Gefahr bestand, außer dass sie zu spät zum Abendessen kommen würden. Emilys Magen knurrte auch schon vernehmlich.

»Weißt du, was eine gute Idee wäre?«, fragte sie nachdenklich.

»Was denn?«

»Wenn sie hier endlich eine Brücke bauen würden.«

Washington schnaufte, und sie legte ihren Kopf an seine warme Brust.

Ja, eine Brücke nach Brooklyn ... Wenn nur Washingtons Vater, seines Zeichens erfolgreicher Ingenieur und beharrlicher Kämpfer für seine außergewöhnlichen Projektvorschläge, endlich den Zuschlag für seine kombinierte Hänge- und Schrägseilbrücke bekäme. Die Great Bridge, wie er sie ganz bescheiden nannte, stand ihm bereits fertig vor Augen.

2

Manhattan, New York,

Januar 1865

Männer in Arbeitskleidung kletterten behände auf dem Schiff herum, starrten ins Wasser, als ob sie nach Walen Ausschau hielten, und schwangen sich zurück aufs Deck.

Wale mochte es hier durchaus geben, denn der East River war kein Süßwasserfluss, sondern ein oft schlecht gelaunter Meeresarm, der sich durch die Lower Bay und dann die Upper Bay verengte und östlich an Manhattan vorbeifloss. Wenige Meilen weiter nördlich wurde er wieder breiter und ging in den Long Island Sound über, an dessen äußerem Ende Fanny und ihr Mann George lebten. So aufregend Emily das Reisen auch fand – im Moment wäre es ihr lieber gewesen, schon in Montauk am knisternden Kamin zu sitzen.

»Es wird bestimmt noch eine Weile dauern, bis sie uns hier rausholen«, sagte Wash. »Komm, wir gehen lieber rein in die Kabine.«

»Hm.« Emily blieb stehen und verfolgte fasziniert, wie die Männer sich einen Überblick verschafften. Einer von ihnen winkte in Richtung Fahrerkabine, woraufhin ein Tuten ertönte

und der Schornstein eine große, schwarze Rauchwolke ausstieß.

Im Handumdrehen hatten sie den New Yorker Pier wieder erreicht, und die Arbeiter vertäuten das Schiff. Unter den Passagieren hatte sich Empörung breitgemacht. Immer diese Fähren. Man konnte sich einfach nicht auf sie verlassen. Einige Leute machten Scherze, doch sie klangen bitter. Emily und Washington näherten sich langsam wieder dem Laufgang. Der Mann in dunkelblauer Uniform, der ihnen vorhin das Geld abgenommen hatte, gab es den Fahrgästen wieder zurück.

»Es tut mir leid, wir müssen erst auf den Eisbrecher warten.«

»Wie lang wird das noch dauern?«, fragte eine Dame.

»Eine Stunde oder zwei. Ich kann es nicht genauer sagen.«

»Gottverfluchter Kahn«, schimpfte ein Mann, und die Frauen sogen empört die Luft ein. Konnte er sich nicht ein bisschen gewählter ausdrücken?

»Es tut mir leid, mein Herr«, sagte der Uniformierte, »aber wir mussten rasch zurückfahren, damit wir nicht ganz stecken bleiben.«

»Eine gute Entscheidung, Sir«, sagte Washington und nahm das Geld in Empfang.

Auf der Landungsbrücke standen schon die nächsten Passagiere bereit und blickten den Rückkehrern verwundert entgegen. Emily und Wash warteten im Gedränge vor dem Fährgebäude, bis der Kutscher mit dem Wagen kam. Die Pferde waren müde und ließen die Köpfe hängen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Emily. »Wir haben doch das Zimmer in Brooklyn reserviert.«

Washington fuhr sich durch die Haare. Auch er sah plötzlich erschöpft aus. »Wir müssen uns hier etwas suchen. Ich glaube nicht, dass es heute noch etwas wird mit der Überfahrt. Und es wird immer kälter.«

Emily spürte ihre Füße inzwischen gar nicht mehr und konnte sich nicht vorstellen, hier noch länger herumzustehen und abzuwarten, ob die Fähre wieder fuhr. Es war schon fast dunkel. Washington und der Kutscher beratschlagten sich.

Sie nieste.

»Gesundheit«, wünschte der arrogante Mann von vorhin im Vorübergehen.

»Danke«, sagte Emily verdattert.

Er blieb stehen und lächelte. »Sie wollten auch rüber?«

»Ja.«

»Sind Sie allein?«

Emily spürte, wie Washington neben sie trat.

»Ah, Sie haben Begleitung«, sagte der Mann.

»Roebing«, sagte Wash. »Guten Abend.«

Emily glaubte, einen besitzergreifenden Unterton herauszuhören, und musste schmunzeln. Sie war ja jetzt verheiratet, offiziell Eigentum ihres wunderbaren Mannes, und da gehörte es sich nicht mehr, mit fremden Herren zu sprechen. Nicht, dass es sich vorher gehört hatte als junges, unverheiratetes Mädchen ihrer Kreise. Anders als die Roebings

waren die Warrens nicht gerade reich, aber in Cold Spring hochgeschätzt.

»Thomas Kinsella, sehr erfreut.« Eigentlich wirkte der Mann gar nicht so arrogant. »Hören Sie, ich kenne da eine Pension, in der ich manchmal übernachtete, wenn es zu spät ist, um nach Hause zu fahren. Nicht weit von hier, in der Liberty Street.«

»Das ist sehr freundlich.« Washington wollte ihn offenbar abwimmeln.

»Möchten Sie mit uns fahren?«, fragte sie stattdessen schnell.

Thomas Kinsella deutete eine Verbeugung an. »Wenn es keine Umstände macht. Sehr gern.«

Zu dritt war es in der Kutsche doch etwas eng. Thomas Kinsella saß ihnen gegenüber und spähte aus dem Fenster. Er hatte dem Kutscher den Weg beschrieben und lehnte sich beruhigt zurück, als er merkte, dass der sich an seine Anweisungen hielt. Seine langen Beine nahmen den ganzen Raum zwischen ihnen ein.

»Was bringt Sie nach New York?«, fragte er.

»Wir sind nur auf der Durchreise«, sagte Emily. »Wir besuchen Verwandte in Montauk.«

Er schob die Hände in die Manteltaschen. »Ich hoffe doch, dass Sie in der Eiskälte nicht noch den ganzen Weg fahren wollten.«

»Nein, wir hatten eine Unterkunft in Brooklyn.«

Washington schwieg. Die lockere Fröhlichkeit, die zwischen ihnen herrschte, wenn sie allein waren, war verschwunden.

Zur Beruhigung schob Emily ihren Arm unter seinen. Ob sie wohl bald da waren? Sie wusste nicht, wie weit es bis zur Liberty Street war, sie hielten immer wieder an und ruckelten dann weiter. Eine Gaslaterne blickte durchs Fenster herein und verschwand wieder.

»Brooklyn ist ein ganz wunderbarer Ort«, sagte Thomas Kinsella. Man sah kaum noch etwas, und seine fast träumerische Stimme schien aus dem Dunkel zu kommen. »Ich muss wegen der Arbeit oft nach Manhattan und liebe die Aufregung hier, die Hektik und Emsigkeit. Ich bin übrigens Reporter. Beim *Brooklyn Eagle*.«

»Ach, wirklich? Wir dachten ...«

»Was dachten Sie?«

»Dass Sie an der Wall Street arbeiten.«

Er lachte tief aus dem Bauch heraus. »Um Himmels willen, nein! Das Kapital und ich, wir pflegen keine allzu enge Freundschaft. Oder besser: Die Kapitalisten, die sich auf Kosten von anderen die Taschen vollstopfen, und ich, wir pflegen keine allzu enge Freundschaft. Aber ich muss gestehen, ich trage gern einen guten Mantel.« Schemenhaft sah sie, wie er über den Wollstoff strich. »Auch wenn ich noch so gern in Manhattan bin, fühle ich mich doch in Brooklyn am wohlsten, bei meiner Frau und den Kindern. Da ist noch alles anders. Wie früher im Dorf, wo einen alle kennen. Haben Sie auch Kinder?«

Emily selbst war als Zweitjüngste von sechs Geschwistern groß geworden und wollte einen ganzen Haufen Kinder. Am

besten sofort. Wash hatte drei Brüder und drei Schwestern, die allesamt jünger waren, und wollte auch gern eine Familie gründen, aber, so viel wusste Emily schon, er hatte keine leichte Kindheit gehabt, und es gab wohl noch einiges, was er ihr nicht erzählt hatte.

»Geben Sie uns noch ein bisschen Zeit«, sagte sie munter, als Wash weiter schwieg. »Wir haben erst letzte Woche geheiratet.«

»Meinen herzlichen Glückwunsch, Mrs ... Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit, aber ich kann mir Namen einfach nicht merken. Keine gute Sache in meinem Beruf.«

»Emily Warren Roebling.«

Thomas Kinsella schwieg kurz und fragte dann: »Haben Sie etwas mit John A. Roebling zu tun?«

»Das ist mein Vater«, sagte Wash.

»Ah.« Kurz herrschte Schweigen, nur von draußen hörte man Stimmen und ein lautes Lachen. »Nun, Mr Roebling wird ja dann bald dafür sorgen, dass die Fähren nicht mehr benötigt werden. Eine Brücke wird wohl nicht so leicht zufrieren.«

»Oh, das kann man so nicht sagen.« Washington setzte sich aufrechter hin. »Natürlich werden Sie auf einer Brücke nicht zwischen Eisschollen stecken bleiben, aber es kann sich überraschend schnell eine ganz beachtliche Eisschicht bilden, insbesondere in den salzigen Winden des East River. Außerdem muss man beim Bau der Pylone und bei der Wahl des passenden Materials die Kraft des Eises und die Auswirkungen von Wasser und Kälte bedenken.«

Emily lächelte im Dunkeln. Ihr Wash war nicht gut darin, mit Fremden zu plauschen, aber mit Brücken kannte er sich aus. Ganz der Vater, auch wenn er das nicht hören wollte.

»Sind Sie auch Architekt?«, fragte Thomas Kinsella.

»Ingenieur«, sagte Wash. »Ich habe am Rensselaer Institute in Troy studiert.«

Der Kutscher hielt an und klopfte an die Tür. Wash stürzte geradezu hinaus, vermutlich um nicht länger mit dem fremden Mann auf so engem Raum gefangen zu sein. Die von Thomas Kinsella empfohlene Pension war in einem zweistöckigen Gebäude untergebracht. Es war so alt, dass Emily den Eindruck bekam, es würde nur noch von den links und rechts angrenzenden Häusern aufrecht gehalten. Doch im Inneren war es sehr gemütlich. Über dunkle Stufen wurden sie nach oben geführt.

»War nett, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sagte Thomas Kinsella, dessen Zimmer gleich neben der Treppe lag. Sie reichten sich kurz die Hände, und während Wash nebenan schon die Tür ihres Pensionszimmers öffnete, hörte Emily, wie Thomas Kinsella murmelte: »Überraschend nett. Bei dem Vater.«

Bestürzt sah sie ihn an, aber er zwinkerte ihr nur kurz zu und verschwand.

Mit einem Stöhnen ließ Emily sich aufs weiche Bett fallen und schloss die Augen. Ein Feuer brannte, und es war wunderbar warm. Wash kniete sich vor ihr hin, schnürte ihre Stiefel auf

und zog sie ihr von den Füßen. Dann drehte er Emily vorsichtig um und löste die Bänder und Ösen ihres Kleides. Kurz musste sie doch noch aufstehen, damit er ihr es abstreifen konnte. Als er die Bettdecke anhob, damit sie im Unterkleid darunterschlüpfen konnte, klopfte es, und sie hörten die leise Stimme der Gastwirtin. »Heißes Wasser für Sie.«

Emily blieb zwischen den Laken liegen, die dufteten, als wären sie in einem frischen Wind getrocknet worden, während Washington den Wasserkrug dankend im Empfang nahm und auf dem Waschtisch abstellte. Emily dämmerte schon weg und verlor sich in einzelnen Traumfetzen – das glitzernde Eis auf dem Fluss, die Krähen über den Feldern, das Bett schwankend im Rhythmus der Kutsche.

Ein Plätschern holte sie wieder zurück in das halbdunkle Pensionszimmer. Wash stand vorgebeugt am Waschtisch, den Rücken zu ihr. In der Rechten hielt er einen Krug, aus dem er sich dampfendes Wasser über die linke Hand laufen ließ, bis die Schüssel voll war. Dann goss er es zurück in den Krug, nahm ihn in die Linke und ließ das Wasser über die rechte Hand fließen, bis die Schüssel wieder voll war.

Emily beobachtete ihn verwundert. Ihr fiel ein, dass sie ihre Frisur noch gar nicht gelöst hatte. Sie setzte sich auf, zog die Nadeln heraus und spürte die schweren Haare auf den nackten Schultern.

Wash nahm das Seifenstück zwischen die Hände, rubbelte, bis Schaum entstand, und legte es wieder zur Seite. Eine halbe

Ewigkeit lang reinigte er sich die Hände, jeden Finger einzeln, fuhr um die Nägel herum, rieb die Handflächen aneinander, dann die Handrücken. Die Seifenflüssigkeit tropfte in die Waschschüssel.

»Wash?«

Ihr Mann hielt inne.

»Kommst du ins Bett?«

Nach einem kurzen Schweigen tauchte er die Hände ins Wasser, ließ sie abtropfen und trocknete sie dann an dem weißen Handtuch ab. Sorgfältig hängt er es wieder auf.

Als er sich neben sie legte, schmiegte sie sich an ihn. Er schloss die Arme um sie, und sie spürte seine heißen Hände an ihrem Rücken. Was war das nur für ein seltsames Ritual gewesen? Aber bevor sie ihn danach fragen konnte, war sie eingeschlafen.